



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 27. November 1910.

Der Reichstag — Das Regierungsprogramm — Die Christlich-sozialen — Vom Hansabund — Brasilien — Mexiko — Rußlands Eisenbahnpläne — Rußlands Wirtschaft.

Am Dienstag, den 22., ist der Reichstag nach halbjähriger Pause zur letzten Session in dieser Legislaturperiode zusammengetreten. Angesichts der im kommenden Jahre bevorstehenden Neuwahlen war vorauszusehen, daß die Verhandlungen im Wallotbau von vornherein einen agitatorischen Charakter annehmen würden. Nicht vorauszusehen war indessen, daß die Reichsregierung schon in der ersten Woche so offen Farbe bekennen würde, wie es geschehen. In der Fleischnotdebatte hat der Herr Staatssekretär des Innern, Dr. Delbrück, seine Rede geschlossen: „Es wäre grundfalsch, wenn wir aus einem vorübergehenden Anlaß, wie dem in diesen Tagen besprochenen, oder aus allgemein theoretischen Erwägungen rütteln wollten an der Zoll- und Wirtschaftspolitik, die uns auf die Höhe gebracht hat, die ich eben geschildert habe . . . Ich kann nur dem Wunsche Ausdruck geben, daß das deutsche Volk die Einsicht besitzen wird, uns auch später einen Reichstag hierher zu schicken, der uns die Möglichkeit gibt, unsere bisherige Wirtschaftspolitik fortzuführen.“ Das amtliche Stenogramm verzeichnet an dieser Stelle „Lebhafter Beifall rechts!“ — In der Debatte über die Rede des Kaisers zu Königsberg, die in Nummer 47 der „Grenzboten“ S. 383 nach dem authentischen Text wiedergegeben ist, kennzeichnete der Herr Reichskanzler seine Stellung dahin, daß er sich mit seiner „Auffassung der Stellung des Kaisers und Königs auf verfassungsmäßigem Boden befinde“. Vorher hatte er unterstrichen, daß er die gegensätzliche Stellung des Kaisers zu Tagesfragen billige.

Das Regierungsprogramm ist somit dasselbe wie das der deutschkonservativen Partei und des Zentrums. Wir können nicht behaupten, daß uns die sich hieraus ergebenden Perspektiven sonderlich heiter stimmen. Man braucht kein Freihändler zu sein, um einzusehen, daß unsere Wirtschaftspolitik einiger wichtiger Korrekturen bedarf, vor allen Dingen solcher, die die Ausbreitung des bäuerlichen Grundbesitzes und damit der Vieherzeugung unterstützen. Der theoretischen Frage, ob die Regierung sich nunmehr als eine parlamentarische Parteiregierung festgelegt habe, scheint uns zunächst keinerlei Bedeutung innewohnen. Herr von Bethmann nimmt für sich, wenn wir seine Tätigkeit recht beurteilen, lediglich die Stellung eines Geschäftsministers in Anspruch, der unter Benützung der gerade vorhandenen Mittel und Parteikonstellationen verfassungsmäßig regieren will. Erst wenn er sein und seiner Minister Verbleiben im Amt vom Ausfall der nächsten Wahlen abhängig machte, dann könnte von der Einführung des parlamentarischen Systems in Deutschland gesprochen werden. Auch als Gegner der ganzen Regierungsmethode des fünften Kanzlers

müssen wir zugeben, daß die Art, wie er die Parteien des sterbenden Reichstags noch vor seinen Wagen spannt, recht geschickt ist. Das gilt besonders von der Verquickung der höchst populären Wertzuwachssteuer mit den Bedürfnissen des Heeres, nach vorheriger Zusicherung der Annahme durch die konservativ-kerikale Mehrheit. Die Verquickung ist verfassungsmäßig unzulässig; denn die Regierung darf nicht über Einnahmen aus einer Steuer verfügen, ehe diese durch Reichstag und Bundesrat bewilligt ist. Wenn sich aber heute die liberalen Parteien zu Gütern der Verfassung aufwerfen wollten, würde ihre Handlungsweise im Lande nicht verstanden werden. Konservative und Sozialdemokraten könnten mit Leichtigkeit die Agitation der Hausbesitzer gegen die Steuer auf den Wertzuwachs für die Haltung der Liberalen verantwortlich machen und die an sich schwierige Stellung der Liberalen bei den nächsten Wahlen noch mehr erschweren. Die Behauptungen, daß alle bürgerlichen Parteien für die Steuer stimmen würden, haben somit alle Wahrscheinlichkeit für sich.

Neben den Vorgängen im Reichstag beanspruchten in der abgelaufenen Woche die Verschiebungen innerhalb der sich zu den Wahlen rüstenden Parteien einige Beachtung. Wir berichteten schon im Sommer von gewissen Versuchen innerhalb der konservativen Gruppen, sich zu vereinigen. In der letzten Woche haben die öffentlichen Verhandlungen zwischen Christlich-sozialen und Deutschkonservativen begonnen, die zur Verschmelzung der beiden Parteien führen können. Einstweilen scheint eine Verschmelzung indessen noch nicht zu erwarten zu sein, weil der Schwiegersohn Stöckers, Herr Pfarrer Mumm, davon nichts wissen will. Vorkäufig scheint die ganze Angelegenheit lediglich auf eine Verständigung der beiden Parteien wegen Vergebung des Wahlkreises Weglar hinauszulaufen.

Für gewisse Gärungszustände im Hansabund spricht das Ausscheiden des Freiherrn von Pechmann-München aus dieser Organisation. Herr von Pechmann hat schon seit geraumer Zeit mehr kritischen Sinn als Tatkraft und Überzeugungstreue bewiesen. Als die Bogen der Erregung im Sommer 1909 hochgingen, hat er sich von ihnen in den Vorstand des Hansabundes tragen lassen; als dann aber die *dira necessitas* politische Arbeit forderte, vermochte er über seine nächste Umgebung nicht hinauszugucken und er war für die innere Organisation des Bundes ein unnötiger Hemmschuh. Schon im Frühjahr d. J. schien sein Ausscheiden aus dem Hansabunde gewiß. Kiezers menschenfreundliches Bestreben, einen Skandal zu vermeiden, verhinderte damals den Austritt. Nun hat Herr von Pechmann sich einen möglichst dramatischen Abgang eingerichtet. Zuerst hat er in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“ einen offenen Brief an Herrn Kiezer veröffentlicht, in dem er die Gründe seines Austritts erörtert; dann hat er den Münchner Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau“ noch einmal von seinen Gefühlen gegen den Hansabund in Kenntnis gesetzt. So bedauerlich solche Vorkommnisse an sich sein mögen, so erscheinen sie gerade deshalb notwendig, weil der Hansabund in einer erregten Stunde geboren wurde. Da hat sich mancher mitreißen lassen, dem das Wohl des deutschen Bürgertums im Grunde seiner Seele recht gleichgültig sein mag. Zu diesen gehörte auch Freiherr von Pechmann.

In der auswärtigen Politik hat Brasilien plötzlich die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gezogen durch eine Meuterei in seiner Marine. Politischen Charakter scheint die Meuterei nicht zu haben, aber sie zeugt von der Unzuverlässigkeit der Verhältnisse in der brasilianischen Marine. Diese ist von Engländern organisiert worden. Ernstes liegen die Dinge in Mexiko. Dort ist am 21. d. M. eine ernste Revolution gegen den Präsidenten Porfirio Diaz ausgebrochen. Diaz, der im September d. J. in das einundachtzigste Lebensjahr eingetreten ist, steht

mit einer Unterbrechung von vier Jahren seit 1876 an der Spitze der Regierung. Er hat sein Amt mit diktatorischer Gewalt ausgeübt und sollte schon bei der letzten Wahl des Vizepräsidenten im Jahre 1908 gestürzt werden. Seine Gegner sind insbesondere der im Norden des Landes populäre Madero und der frühere Gouverneur, General Reyes. Madero wollte Präsident, Reyes Vizepräsident werden. Diaz vertrieb Madero außer Landes, während er Reyes in ehrenvoller Mission nach Paris entsandte. Jetzt sind beide wieder in Mexiko erschienen und haben anscheinend Anhänger bei den Truppen gefunden. Der Verlauf der Revolution dürfte nicht ohne Einfluß auf die Haltung der Vereinigten Staaten von Nordamerika sein, die bekanntlich ganz Mexiko an sich bringen möchten.

Auf dem europäischen Kontinent machen sich noch immer die Nachwehen der Potsdamer Zusammenkunft geltend. In Frankreich ist das Unbehagen über die russisch-deutsche Verständigung noch nicht gewichen und macht sich in Preßtreibereien des „Matin“, denen sich nunmehr auch die „Nowoje Wremja“ zugesellt, Luft. In Rußland hat die von uns schon früher als verdächtig bezeichnete Freundschaft für Deutschland bereits einige Abkühlung erfahren, nachdem es feststeht, daß Deutschland sich an dem Bau einer Eisenbahn von Moskau zur indischen Grenze nicht beteiligen will. Herr Timirjasew, dessen Bestrebungen schon seit seiner Tätigkeit als Handelsagent zu Berlin nicht im Interesse des deutschen Handels im Osten lagen, hatte den Plan ausgeheckt. Wenn Deutschland den Bahnbau unterstützte, sollten seine Waren zollfrei durch Rußland geführt werden können, aber nur nach Indien, — nicht nach Persien! Mit Deutschlands Weigerung hat auch das Interesse der Moskauer Industriellen an dem Plan erheblich gelitten. Man erinnert sich, daß dem Innern Rußlands Eisenbahnen weit notwendiger sind als neue Exportwege und daß Kapitalanlagen im Innern dem russischen Handel größere Gewinne verheißten als im exotischen Ausland.

Die russische Wirtschaft benötigt gegenwärtig überhaupt stark bares Geld. Das bestätigt auch die jüngst seitens des Direktors der Kreditkassette vorgenommene Enquete über den Kurssturz der Eisenbahnwerte. In einer Mitteilung an die „Nowoje Wremja“ schildert der Direktor die wirtschaftliche Lage Rußlands in den glänzendsten Farben.

Zwei gute Getreideernten, sagt Herr Dawybow, sowie auch eine vorzügliche Zuckerrüben- und Baumwollenernte haben in Verbindung mit der energischen Realisierung des Programms der Wirtschaftspolitik der letzten Zeit den Wohlstand der Bevölkerung gehoben. Das kommt in der Tätigkeit der Kreditanstalten, der Eisenbahnen und der industriellen Unternehmungen zum Ausdruck. Die Banken hatten in der ersten Hälfte dieses Jahres einen erheblichen Gewinn bei vergrößertem Umsatz in Fonds und Dividendenpapieren zu verzeichnen und arbeiten in der zweiten Hälfte dieses Jahres besonders eifrig. Der allgemeine Verdienst der Mehrzahl von ihnen wird nach der Meinung der Banken selbst wahrscheinlich größer sein als im vorigen Jahre.

Die Tätigkeit der Versicherungsgeellschaften vollzog sich, in Anbetracht der allgemeinen Steigerung des Wohlstandes des Landes und mangels besonders großer Brände, unter recht günstigen Bedingungen. Die Eisenbahnen arbeiteten erfolgreicher als im vorigen Jahre. Die Süd-Ost-Bahnen hatten im Vergleich mit dem vorigen Jahre bis zum 1. Oktober nach allen Abzügen einen Mehrertrag von mehr als 5 Millionen Rubel, die Moskau—Kasansche Bahn hatte einen Mehrertrag von rund $3\frac{1}{2}$ Millionen Rubel, die Moskau—Windau—Rybinsker-Bahn verzeichnete einen Mehrertrag bis zu 2 Millionen Rubel, die Bahn von Wladikawkas einen Mehrertrag von mehr als 3 Millionen Rubel. Die Befürchtungen, die

Mehrerträge würden durch Ausfälle in den letzten drei Monaten des Jahres wieder verloren gehen, erweisen sich als unbegründet. Man kann mit Gewißheit sagen, daß, wenn der Getreidehandel weiter einen normalen Verlauf nimmt, die Eisenbahnen im November und Dezember jene Rückstände, die ihnen durch das Getreidegeschäft im Oktober verursacht wurden, wett machen werden. Auch mit den industriellen Unternehmungen geht es zur Zufriedenheit: es laufen Aufträge ein, die Geschäfte werden lebhafter, viele Unternehmungen, die noch unlängst unter Administration standen, leben wieder auf. Im Auslande hat man für die russischen Angelegenheiten, sowohl für die Goldindustrie als auch für anderes, großes Interesse. Im Frühjahr wird man sich mit viel Wärme den sibirischen Goldangelegenheiten zuwenden, das Interesse für sie wächst besonders in England ohne Unterlaß.

Die Verlegenheit in den Geldangelegenheiten ist überwunden: z. B. betrug das Maximum der Schulden der Petersburger Privatbanken bei der Reichsbank 68 Millionen Rubel, gegenwärtig erreichen die Schulden nicht 50 Millionen. In der Reichsbank wird ein Zurückschießen der zu Operationen verwendeten Kapitalien beobachtet — vor einem halben Monat sind nicht weniger als 40 Millionen Rubel zurückgekehrt und in einer nicht fernen Zukunft, wahrscheinlich von Januar an, wird die gewöhnliche Verbrennung der Kreditscheine, die sich in den Kassen der Bank angehäuft haben, beginnen können.

In finanzieller Beziehung ist die Lage ausnahmslos günstig. Die ständige Zunahme der Einnahmen gegen das vorige Jahr und gegenüber den Annahmen der Budgets geben die Überzeugung, daß das Jahr mit einem disponiblen Aktivvermögen von 330 Millionen Rubel abschließen wird. Die Goldvorräte (der Reichsbank und des Fiskus) übersteigen 1800 Millionen Rubel und das Emissionsrecht der Reichsbank erreicht eine halbe Milliarde Rubel. Diese Ziffer bedeutet: wenn der Reichsbank gute Wechsel oder Geschäfte vorgelegt werden, so kann sie sofort bis zum Betrage einer halben Milliarde Rubel Kreditbilletts, die mit Gold gedeckt sind, auszahlen.

Nach dieser Apotheose auf den guten Stand der russischen Wirtschaft dürfen wir uns wohl im Frühjahr auf eine größere russische Anleihe gefaßt machen, wenn auch Herr Dawydow ausdrücklich darauf hinweist, von irgendeiner äußeren Anleihe könne nicht die Rede sein.

Sammlung deutscher Zeitungen. Der Bibliotheksdirektor Herr Dr. W. Erman, Bonn, sendet uns folgende Zuschrift:

Herr Dr. St. Reule von Stradonitz hat in einem Aufsatz über die Frage der Sammlung der deutschen Zeitungen (in dieser Zeitschrift, Jahrg. 69 1910 Nr. 23 S. 457) auch meine auf diese Frage bezüglichen Vorschläge erwähnt, sie aber in so wenig zutreffender Weise wiedergegeben, daß eine Berichtigung unerlässlich ist. Nach Herrn R. v. St. soll ich die Lokalblätter „nach Berlin in die Reichs-Zeitungszentrale“ bringen wollen. Ich stelle demgegenüber fest, daß ich vielmehr vorgeschlagen habe, die den preussischen Staatsbibliotheken als Pflichtexemplare zugehenden Lokalblätter (nur von diesen preussischen Pflichtexemplaren ist in meinen Ausführungen im „Zentralblatt für Bibliothekswesen“ 1908 S. 433 und 1909 S. 114 die Rede) in einer neu zu begründenden Zeitungssammlung zu vereinigen. Dieses Zentralinstitut wollte ich keineswegs nach Berlin verlegen, sondern vielmehr an „einen Ort, wo Grund und Boden für das erforderliche große Magazin billig zu haben ist“.

Außerdem bemerke ich auch noch, daß mein Vorschlag einer preussischen Zeitungssammlung ganz unabhängig ist von dem Vortrage, den Herr Professor

W. Spahn auf dem Internationalen Kongreß für Historische Wissenschaften in Berlin im August 1908 gehalten hat. Ich habe meinen Vorschlag bereits am 22. Juni 1908 dem Beirat für Bibliotheksangelegenheiten vorgelegt (vgl. „Zentralblatt für Bibliothekswesen“ 1908 S. 429 Anm.).

W. Erman

Hierzu schreibt uns Herr Kammerherr Dr. Stephan Reule von Stradonitz: Wenn Herr Direktor Dr. W. Erman das Gefühl hat, ich habe seine Vorschläge in wenig zutreffender Weise wiedergegeben, so kann ich darüber nur mein lebhaftes Bedauern aussprechen. Eine Absicht dazu lag jedenfalls nicht vor. Ich habe seine Ausführungen allerdings dahin verstanden, mit dem „Ort, wo Grund und Boden für das erforderliche große Magazin billig zu haben ist“, sei ein Ort von dieser Beschaffenheit an der Peripherie Berlins gemeint. Würde nämlich das „Zentralinstitut“ in die Provinz verlegt, so würde ich mir davon nur geringen Nutzen für diejenigen versprechen, die es benutzen wollen. Im übrigen ist die wichtige Meinungsverschiedenheit zwischen Herrn Direktor Dr. W. Erman und mir die, daß ich es für die richtige Lösung des Problems halte, die Lokalblätter am Orte des Erscheinens aufzubewahren, während Herr Erman die preußischen Pflichtexemplare dieser Lokalblätter, und nur diese, in einem Zentralinstitut vereinigen will. Auch mit dieser Einschränkung halte ich den Plan der Zentralisierung der Lokalblätter für undurchführbar.

Sören Kierkegaard. Gesammelte Werke in deutscher Übersetzung. Eugen Diederichs, Jena. O. P. Monrad: Sören Kierkegaard. Eugen Diederichs, Jena 1909. Die geistige Annäherung, die sich unter den germanischen Völkern seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts zu entwickeln begann, schließt innerlich an die verwandtschaftlichen Stimmungen und Geistesstaturen, die Deutschlands klassische Periode mit dem Norden verbanden. Sie bildet gleichsam eine Antwort auf jene mächtige Anregung, die von Klopstock angefangen mit Schiller und Goethe ihren Höhepunkt fand, und gab mit Ibsen, Björnson, um nur die größten Namen zu nennen, einst Empfangenes in anderer Durcharbeitung zurück. Alles Wollen und Wissen steht dem Nordländer im Dienst der Ethik, es ist ihm — seinen Geistesanlagen seit Urzeiten entsprechend — immer nur Markstein, aber niemals Ziel. Der schwedische Professor Söderblom in Upsala behauptet in dieser Richtung: „Gerade im Norden ist die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der Persönlichkeit älter und tiefer eingewurzelt als anderswo.“

Der tiefe Persönlichkeitskultus, in dem Sören Kierkegaards Philosophie wurzelt und ausklingt, trat zuerst an den Tag in einer Auflehnung gegen die Hegelsche Übermacht. Christlich streng von einem etwas sonderbaren Vater erzogen, erhielt Sören die Richtschnur seines ganzen Lebens und Schriftstellertums, die immer auf die eine Frage hinausgeht: „Wie wird man ein Christ?“ Der junge Student (er bezog die Universität im Jahr 1830) bekümmerte sich wenig um das frischerwachende Interesse für nordisches Altertum, das einem neuen Nationalbewußtsein gleich in studentischen Kreisen aufloderte. Er suchte Glauben und fand Nationalismus, „eine lange Reihe von Handlangern, die von Hegel aus philosophische Bausteine von Hand zu Hand werfen“. Zunächst schien eine Gestalt des klassischen Altertums sich beispielkräftig für ihn aus der Gestaltenmenge zu lösen: Sokrates. Selbst stark ironisch veranlagt, sucht er in einer Schrift „Über den Begriff der Ironie“ festen Boden zu gewinnen. Er sah, daß der griechische Weise von „seiner lebendig existierenden Persönlichkeit aus“ den Zeitgenossen etwas Unendliches bot, etwas, „das wie eine Feuerlohe all den endlichen Kram verzehrte“ Wie Sokrates trieb sich der junge Däne gern scherzend und unterredend auf der

Sträße herum; die moderne romantische Ironie bekämpfte er mit der klassischen und versuchte dem modern-romantischen Gepräge seiner Zeit als die einzig vollkommene Lebensanschauung ein sokratisch gewürztes Christentum entgegenzustellen. In dem an Umfang wie an Inhalt mächtigen Werk „Entweder—oder“, das unter dem Pseudonym Victor Eremita erschien, setzt sich Kierkegaard mit den Zweifeln des „ästhetischen Lebensstadiums“ auseinander. Monrad meint in seiner klar durchgeführten und sehr lesenswerten Einzelbarstellung des Philosophen: „Wie dem kleinen Sören des Vaters Bild ein ihm selbst noch unbewußtes Symbol der Persönlichkeit gewesen war, wie er später voller Ehrerbietung Sokrates betrachtet hatte . . ., so finden wir hier in „Entweder—oder“ unsere Behauptung bestätigt: das Persönlichkeitsprinzip zu beleuchten ist die positive Geistesstat Kierkegaards.“ Ein Wort sei ausgewählt aus dem reichen Inhalt des Werks, das den Stempel der ganzen Geistesrichtung trägt und das für uns Moderne das Wesen des Denkers enthält: „Die Persönlichkeit will sich ihrer ewigen Gültigkeit bewußt werden.“

Gleichzeitig gab Kierkegaard unter seinem Namen „Wiederholung“ heraus, eine romantische Liebesgeschichte, und im Herbst 1843 erschien „Furcht und Zittern“ von „Johannes Desilento“. Beide vereinigt, mustergültig von Ketels übersezt, der Verlag Eugen Diederichs nun in einem Bande*). Eine Welt eigenartiger Konflikte tut sich auf. Die hier vereinigten Schriften zeigen ganz verschiedenen Charakter. „Furcht und Zittern“ ist sehr ernst gehalten, „Wiederholung“ schlägt manchmal einen leichten, übermütigen Ton an, einiges erinnert an Platons Art, den Dialog zu führen, anderes ergreift durch eine fast biblische, mit lyrischer Schönheit durchtränkte Sprache. Abraham steht als ethisch-religiöse Natur im Mittelpunkt. Er soll seinen Sohn auf Gottes Befehl töten. Der Konflikt zwischen Ethik und Religion tut sich auf. Abraham wählte das Religiöse und bekam zum Lohn alles zurück, „zwar unverändert, aber doch in der höheren Sphäre des Glaubens neu und verklärt“.

In den „Philosophischen Brocken“, die im Jahr 1844 folgten, rückte Kierkegaard seiner Lebensfrage noch näher. Mit scharfer Polemik gegen alles Dozieren und Deklamieren wie gegen jede objektive Spekulation spricht er von der Menschwerdung Gottes und untersucht den Gegensatz zwischen griechischer Weltanschauung, nach der man die Wahrheit in sich selbst trage, und christlicher, nach der sie von außen, das heißt nur durch Gott kommen könne. Gleichzeitig mit der Person Gottes zu leben sei also die Hauptsache, es handle sich nur um die Frage, wie man dies fertig bringe. Philosophisch-experimentell ist in den „Brocken“ gesagt, was Glaube sei. In diesen Schriften verleugnet sich nirgends eine scharfe Polemik gegen Hegel, den es mit sokratischer Ironie abzuführen gilt.

Denken und Sein sind nach Hegel identisch, wodurch der einzelne nur Werkzeug des Weltgedankens wird. „Es wird ihm also verboten zu existieren,“ meint Kierkegaard, „was doch für ihn eine hochwichtige Sache ist. Man existiert ja nicht so im allgemeinen, denn man ist ein Ich.“

Die fromme Stimmung hielt an, förderte manches im Sinne der Zeit erbauliche Buch zutage und fand Höhe- wie Wendepunkt in der Schrift „Einkübung zum Christentum“. Der im Glend lebende Christus und nicht die siegreiche Kirche sprach das Wort: „Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Hier setzt die Polemik ein mit dem Kampf des Philosophen als Christ gegen die herrschende Kirche und ihr System. Von den

*) 2. Auflage 1909.

Dogmatikern Dänemarks angefeindet und in das kleinliche Gezänk der herrschenden Geistlichkeit verwickelt, ging Sören Kierkegaard daran, in kräftigsten Tiraden „die Kirche selbst, diese gekünstelte Gesellschaft der Millionen von Scheinchristen“ zu vernichten. Er schreibt: „Vor allem muß all dieser offiziellen Unwahrheit ein Ende gemacht werden, dieser gutgemeinten Unwahrheit, die den Schein vorgaukelt, das, was man verkündigt, sei das Christentum des Neuen Testaments.“

Immer schärfer werden die Worte gegen das „Christentum mit königlicher Vollmacht“ und immer deutlicher hebt sich aus den Schriften der Unterschied zwischen Kirche und Religion. Kierkegaards Werke bekommen trotz aller Ironie etwas ergreifend Pathetisches, weil man den heißen Kampf im Innenleben des Mannes spürt, der im Glauben erzogen ist und in der Ehrfurcht, aber nun sich moralisch gezwungen sieht, gegen die einst verehrten Männer und Dinge zu kämpfen. Diese Stimmung zeitigte das Buch „Der Augenblick“. Mir scheint es die interessanteste der hier in Übersetzung vorliegenden Schriften, denn es führt in das Herz jener Streitigkeiten, die auch heute religiös Gesinnte auszufechten haben. Man muß absehen von dem, was dänisch und aktuell für die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts darin ist; man wird Gedanken und Anspielungen zur Genüge finden, die heutige Verhältnisse mit scharfer Spitze treffen.

Sein dänischer Biograph nennt Kierkegaard einen christlichen Sokrates, der mit Hilfe des Neuen Testaments gegen die Staatskirche zu Felde zog. Lebendig ist meines Erachtens in den vorliegenden Büchern nicht das theologische Gezänke, sondern das intensiv Lebendige, das wirklich Leidenschaftliche in der Persönlichkeit des Autors. Was der Verlag von C. Diederichs in Jena bringt, ist keine leichte Lektüre, aber jeder, der sich in die Werke des Dänen hineinliest und vertieft, wird es Verlag und Übersetzer zu Dank wissen, dem deutschen Publikum den nordischen Philosophen vorgestellt zu haben. Bitterer heiliger Ernst weht aus den Blättern herüber, etwas wie frischer, nordischer Wind. Kierkegaard wird keine große Gemeinde um sich versammeln, aber er wird vielleicht ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode Freunde gewinnen, wie sie das Leben dem Einsamen versagte.

Alexander von Gleichen-Rufwurm

In memoriam Walter Leistikow. Zwei Freunde haben sich zusammengetan, um Walter Leistikow ein literarisches Denkmal zu setzen: der Maler Lovis Corinth hat den Text geschrieben, und der Verleger Paul Cassirer hat das Buch glänzend ausgestattet und mit 50 Autotypien nach Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen und Photographien, sowie mit zwei stimmungsvollen Original-Radierungen geschmückt. Wir haben in dem Buch natürlich noch nicht die endgültige Wertung des Menschen und des Künstlers Leistikow erhalten; eine solche wird sich ja auch erst nach Jahren schreiben lassen.

Corinth war mit dem am 25. Oktober 1865 als Sohn eines Kaufmanns zu Bromberg geborenen Leistikow seit 1890 befreundet und hat seit 1900 mit ihm in Berlin als nächster und bester Freund gelebt. Die Entwicklung und die Kämpfe des Gründers der Sezession hat er also aus nächster Nähe und als Mitstreiter beobachtet und miterlebt; es war daher zu erwarten, daß eine Biographie Leistikows aus Corinth's Feder manche dem Publikum unbekannt gebliebenen Ereignisse beleuchten würde. Dadurch hat das Buch seinen Wert erhöht als Beitrag zu der Berliner Kulturgeschichte der letzten 20 Jahre, die ja gerade für die Entwicklung Berlins als Kunststadt besonders wichtig, ja entscheidend sind. Und das Hauptverdienst an dieser unerwartet schnellen Entwicklung hat zweifellos Leistikow.

Eingehend bespricht Corinth den „großen Krach“ vom 12. November 1892 im Verein Berliner Künstler, als die Mehrheit sich für die sofortige Schließung der Ausstellung aussprach, die der Norweger Eduard Munch auf Einladung der Ausstellungskommission des Vereins veranstaltet hatte. Den damals von Leistikow über diese Angelegenheit in der „Freien Bühne“ veröffentlichten Aufsatz lesen wir auch heute noch mit Interesse, ebenso seinen Artikel über die Gründung und Organisation des Deutschen Künstlerbundes. Anschaulich erzählt Corinth von Leistikows energischer und erfolgreicher Tätigkeit um die Gründung der Berliner Sezession, zu deren Präsident Max Liebermann gewählt wurde. Aber der eigentliche spiritus rector blieb bis zu seinem Tode Leistikow. Er brachte in den Ausstellungen bis dahin unverstandene junge deutsche Künstler zur Geltung: Slevogt, Brandenburg, Corinth u. a.; er führte dem Publikum auch moderne Künstler des Auslandes vor: Manet und Monet, die bereits berühmten Pariser, den plötzlich entdeckten Cézanne und den Holländer van Gogh, dessen Bilder „ganz Berlin zuerst in solcher Weise verblüfften, daß überall ironisches Gelächter und Achselzucken war“. Aber dadurch ließ sich Leistikow nicht beirren, er verfolgte ruhig seinen Weg und erreichte sein Ziel, die Sezession zu einem wichtigen Kulturfaktor Berlins zu machen.

In der am 29. Juli 1908 von der Berliner Sezession dem so früh dahingegangenen Führer bereiteten ergreifenden Totenfeier sprach Max Liebermann über den Charakter des Freundes folgende Worte: „Klugheit und Gemüt paarten sich in ihm und bewirkten das seltene Phänomen, daß er nur Freunde hatte: was um so wunderbarer, als er nicht etwa ein Mann der geschmeidigen Höflichkeit war, sondern ein Mann, der rücksichtslos sagte, was er dachte, der auch nicht um Haarsbreite von seiner Überzeugung abwich, keinem zuliebe, aber auch keinem zuleide. Aber die Güte und die Wärme seines Herzens nahmen seinem oft scharf und rücksichtslos ausgesprochenen Worte den Stachel der Beleidigung. Und auch der Gegner beugte sich seiner ehrlichen Überzeugung . . . Lauter und vernehmlicher als alles, was ich für die Bornehmheit seiner Gesinnung, für seinen uneigennütigen Charakter sagen könnte, spricht für Leistikows Wesenheit die Gründung der Berliner Sezession, die ohne seinen jugendlichen Idealismus undenkbar ist. Dieser immer seltener werdende Idealismus war der Grundzug seines Charakters, und er blieb ihm treu und fest bis zu seinem letzten Atemzuge . . . Seiner Künstlererschaft verdankt er die Autorität, die er unter seinen Kollegen genoß, aber seinem heldenhaften Charakter, seiner wahren Güte verdankte er die Liebe und Verehrung, mit der wir ihm anhängen.“

Aber nicht nur im Kreise seiner Kollegen und Freunde genoß Leistikow diese verehrende Liebe und Achtung — wer je mit diesem prächtigen Menschen zusammentraf, fühlte sich zu ihm hingezogen und von seinem Wesen entzückt.

Heinz Amelung.

Publikum und Presse. Keizerische Betrachtungen. Wir stehen vor etwas Furchtbarem, das oft schon in grauen Unwissen angebroht, kaum aber (eben weil man nicht gerne sein Todesurteil bestätigt) mit sogenannten dünnen Worten hingeschrieben worden ist: der Idiotisierung des modernen Menschen durch die Druckerschwärze. Die Erfindung jenes Gutenberg, diese reichbelobigte Lichtbringerin, als Kulturgefahr — dahin sind wir nun glücklich gekommen.

Es hat sich eine Verschiebung vollzogen, deren Vorgeschichte hier nicht entwickelt werden kann. Die Presse nämlich — dies Wort soll hier im allerweitesten Sinne gebraucht werden — ist aus einer Führerin und Lehrerin zur Dienerin geworden. Die weise, milde Gouvernante ward im Handumdrehen zum armen

gefnechteten Kinderfräulein, das sich vor den Fragen noch mehr als vor der Herrschaft fürchtet — am meisten aber vor der Köchin. Es hat sich eine verderbliche Irrlehre eingeschlichen, die da predigt: Die Presse ist für das Publikum da.

Man steinige mich, aber ich will die Kezernermeinung nicht unterdrücken, daß die Umkehrung des Sazes noch immer viel gesünder und natürlicher wäre. Doch solche Kleinigkeiten zu erörtern, dazu fehlt hier die Gelegenheit. Summa: Ich behaupte dreist, daß jene unbestimmte, nachrichtenhungrige und launisch-gebieterische Masse, die den kapitalistischen Verlegern, den abhängigen Schriftstellern und Schreibern wie eine erbarmungslose Notwendigkeit vor Augen schwebt, eine bloße Illusion ist . . . ein Nebel . . . ein Nichts.

Nämlich diese Masse, dieser Nebel, diese gefürchtete Vielheit ist weiter nichts als ein Stoff — „Material“, wie man heute so schön und gefühlvoll zu sagen pflegt. Alle guten Instinkte dieser Vielheit zu fördern, in ihrem schwer aufzuklärenden Gewimmel die Köpfe zu grüßen, die Menschen aus den trübe grübelnden Schwärmen herauszufischen und ihr Menschentum dann zu erhöhen — ja, wahrhaftig zu erhöhen (solch ein Idealist bin ich!), das ist Aufgabe der Presse!

Entrüstet werft ihr ein: Aber das Geschäft! O Neummalkluge, hier ankert ja die Wurzel all der Zämmerlichkeit. Ihr denkt, es lasse sich nur Geld verdienen, wenn man vor dem Publikum (jener erst zu formenden Masse, die ein Nebel, ein Nichts ist, solange sie der Zauberstab des Geistes nicht berührte) auf dem Bauche herumrutscht, seine gemeinsten Triebe füttert, kurzum, als ein recht ängstlicher Fabrikant „in Lebenslügen macht“. Bequemer mag's freilich sein. Aber welche Angst, welche Erniedrigung aller Intellektmenschen! Die Verleger verbeugen sich vor jenem schattenhaften Gözen, die Schreiber und Schriftsteller — ach diese auch! — haben natürlich vor den Verlegern Angst. Denn ganz gewiß ist es nötig zu leben. . . .

Jedoch das Wesentliche überseht ihr:

Niemand wird sich auf die Dauer dagegen wehren wollen, wenn man ihm etwas Gutes vorsetzt. Wohl wahr: das Beste auf geistigem Gebiet fassen nur wenige Schädelweiten. Aber zwischen dem Kaviar der Auserwählten und der Sudelkost, mit der man den gebieterischen, in Wahrheit so duldsamen Moloch zu erfreuen meint, gibt es doch noch der Abstufungen mancherlei. Gebt Gutes, gewöhnt das „Publikum“ an Vorzügliches, meinethwegen an eine mittlere Vorzüglichkeit, aber reinlich und tüchtig und ehrlich soll sie sein. Vertraut dem Gesundsinne der schweigenden Besseren! Wähnt nicht länger, die Masse, euere Herrin, wolle die Sudelkost; sie verehrt Feigheit, Klatscherei und die Romane schlechter Autoren. Nein, sie läßt sich das eben gefallen, weil sie geduldig und — gestaltlos ist. Formt, gestaltet, ihr Herren, und ihr werdet dabei nicht schlechter fahren. Vielleicht sogar besser als in gegenwärtiger Trübsal. Also bildet, formt die ungestaltete Masse! Ihr könnt dabei sogar noch — verdienen. f. S.

